

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Durlacher Tagblatt. 1920-1964 1939

193 (19.8.1939) Roman-Blatt

Seines Vaters Frau

Roman von
Else Jung-Lindemann

Ullrich-Rechtsanwältin
Königsbrück (Bez. Dresden)
Drei Ouelken-Verlag

(7. Fortsetzung)

„Nichts, lieber Bub, mir wollen uns freuen, daß du wenigstens noch von Zeit zu Zeit Gelegenheit hast, zu uns heranzukommen. Komme so oft du magst, du kannst auch mit ein paar Tage bei uns bleiben, wenn dein Vater es erlaubt“, sprach sie dem Jungen zu, dem sie in zärtlichen Hingängen nur bis zur Schulter reichte, aber mit dem Rücken könntest du jetzt Schlupf machen, wenn auch ich beim nächsten Wiedersehen eine Leiter anstellen, um dir einen Fuß zu geben.“

„Hilf mir“, sprach sie dem Jungen zu, dem sie in zärtlichen Hingängen nur bis zur Schulter reichte, aber mit dem Rücken könntest du jetzt Schlupf machen, wenn auch ich beim nächsten Wiedersehen eine Leiter anstellen, um dir einen Fuß zu geben.“

Otti fand, daß Tante Irmgard sehr oft schlechter Laune war. Sie konnte gleich sehr heilig und ungeduldig werden, wenn nicht sofort geschah, was sie von den Kindern verlangte. Da liebe Güte, man war doch wieder in Sassenhofen und nicht mehr in der engen Stadtwohnung, wo jeder Fuß geschritzt wurde! Wenn man sich hinten im Park auf dem Rasen oder um Schuppen bei den kleinen Käthen, konnte es nicht gelassen, daß man Tante Irmgards Stimme nicht zum ersten Mal vernahm und nicht auf der Stelle Antwort gab.

Nach Koff murrte manchmal über Tante Irmgards schuldige Art, oder mehr noch darüber, daß sie ihn trotz seiner Länge und des neuen Anzugs, in dem er schon recht erwachsen ausah, immer noch wie einen kleinen Jungen behandelte.

„Mit sechzehn Jahren war man kein kleiner Bub mehr, besonders wenn man Knickerbockers und eine gepflegte Raumann trug, die stets tadellos geknüpft war. Man hatte auch kleine schmutzigen Fingerringel mehr und bürtete den Scheitel mindestens fünfmal am Tage sehr sorgfältig.“

Die Tante sollte sich lieber um Otti kümmern, die immer ein hübsches Gesicht und schlammig herumlief.

„Was sie nur haben möchte? Kerzen ... auf einmal? Die koste sie doch früher nicht gehabt.“

„Jetzt kam es häufig vor, daß sie sich mit fahigen Händen an die Schläfen griff, über Kopfschmerzen und Bergschickheit klagte, daß sie die Kinder gereizt ansah oder mit Anna schalt.“

Koff fand, daß Tante Irmgard sich zu ihrem Rechte verhalten hatte. Es war eine ungute Atmosphäre um sie, aber er grüßte ausweichend, wenn es sich machen ließ. Ihr Verhalten verleitete ihn selbst Sassenhofen, das ohnehin in diesem Jahr viel von seinem Vater eingeblüht hatte.

„Schön war es nur, wenn Stephan da war, und herrlich waren die vierzehn Tage im Juni gewesen, die der Freund ganz auf Sassenhofen hatte verbringen dürfen.“

Wie dankbar war Koff dem Vater für die Erlaubnis gewesen, Stephan für längere Zeit einzuladen. Er wäre ihm nur Freude am liebsten um den Hals gefallen, wenn er nur nicht solche Schen gehobt hätte, es zu tun. Diese Schen vor dem Vater nahm immer mehr zu, und oft, sehr oft empfand der Junge mit einem Gefühl von Bitterkeit, wie so ganz anders Stephan zu seinem Vater stand. Dr. Hell war seinem liebsten Sohn so nahe, daß Stephan in ihm seinen wertvollsten Freund sah. Er konnte mit allem zu ihm kommen und fand immer Verständnis, Hilfe und Rat bei ihm.

Je mehr Koff in dieses schöne, auf gegenseitigem Vertrauen beruhende Verhältnis Einblick bekommen hatte, um so bitterer und schmerzender war es ihm bewußt geworden, was er selbst erlebte.

„Vielleicht wäre es anders gewesen, wenn er dem Beruf des Vaters und seinem Wunsch, auch ihn einmal als Arzt tätig zu sehen, mehr Neigung und Liebe entgegengebracht hätte.“

„Ach, es lag wohl wirklich nur an ihm, daß sie beide nicht so lieb zueinander fanden.“

Eine Woche war es her, daß Lothar Schmidt, einer seiner Schulfreunde, während des Unterrichts plötzlich erkrankte und mit dem Sanitätswagen ins Krankenhaus geschafft werden mußte.

Es war ein Ereignis gewesen, an dem die ganze Klasse regen Anteil genommen hatte. Darmerschlingung hatte der Arzt festgestellt. Nun wollte jeder wissen, ob das eine schlimme Krankheit wäre und ob Lothar Schmidt daran sterben könnte.

Sie hatten sich an Koff gewandt und ihn gebeten, seinen Vater zu befragen.

Koff tat es und erlebte, daß der Vater sofort ganz bei der Sache war. Er hatte ihn in sein Arbeitszimmer mitgenommen und ihm Ursache und Verlauf der Krankheit genau erklärt. Er hatte ihm sogar Bilder gezeigt, um ihm seine Ausführungen anschaulicher zu machen, und Koff hatte seinen Schauer tapfer bekämpft.

„Deutlich gesprochen war der sonst so schweigsame Vater gewesen. Es war ihm anzumerken, wie sehr es ihn freute, daß sich der Sohn mit einer solchen Frage an ihn gewendet hatte.“

„Warum hatten sie nicht noch andere Berührungspunkte? Warum war es nicht möglich, sich auch einmal so mit dem Vater zusammenzusetzen und mit ihm über Dinge zu sprechen, die ihn beschäftigten, wie Stephan es tun konnte, wenn sein Vater vom Dienst heimkam?“

„Warum war es so schrecklich, der Gedanke so unerträglich, daß er zu werden?“

„Immer näher rückte der Tag, der ihm nicht einmal die Nacht schlafen würde, sich für sein zukünftiges Studium zu entscheiden. Ihm war es schon bestimmt, und nur zwei kurze Wochen trennten ihn von der schon jetzt gefährdeten Auswanderung mit dem Vater, die ihm, das mußte er, doch nichts nützen würde.“

„Und niemand war da, der ihm helfen, ein gutes Wort für ihn einlegen konnte.“

Die Mutter, ja, die hätte es vielleicht vermocht. Sie wäre die einzige gewesen, die auf Vater Einfluß gehabt hätte. Aber die Mutter war tot. Sie lebte in einer Welt, so voller Licht, daß sie die Schatten, die über die Lebenswege ihrer Kinder liefen, wohl nicht mehr wahrnehmen konnte. Sie besuchte ihn auch nicht mehr in seinen Träumen, wie sie es früher getan hatte, als Koff noch ein kleiner Knabe gewesen war.

Auch Tante Irmgard würde ihm nicht helfen. Sie stand auf Vaters Seite.

„Und Onkel Walter Morholz? Der hatte einmal gesagt: „Junge, sei doch nicht so dumm. Wenn du Arzt wirst, legt du dich ins fertige Nest. Deines Vaters Klinik und sein Name haben einen Ruf, der dir später mal fünfzig Prozent aller Einkommungen ersparen wird. Ich hab' auch Offizier werden wollen und bin dann doch auf meines Vaters Wunsch Chemiker geworden. Heute bin ich ihm dankbar dafür, daß er seinen Willen durchsetzte.“

„Rein, Onkel Walter schaltete aus, und Tante Olga auch, weil sie sich allem angeschlossen, was ihr Mann für richtig hielt.“

Koff lag gar nichts daran, sich, wie Onkel Morholz sich ausgedrückt hatte, ins fertige Nest zu setzen und sich Anstrengungen zu ersparen. Im Gegenteil! Er wollte arbeiten, kämpfen und sich durchsetzen. Er wollte zeigen, daß auch er ein Größter war und so viel leisten, daß sich seiner keines Geschicktes des Sohnes und Enkels zu schämen brauchte.

Manchmal dachte er daran, Dr. Hell zu bitten, mit dem Vater zu sprechen. Er war der einzige, der seine Begabung erkannt hatte und sie auf eine so vorzügliche Weise in die richtigen Bahnen lenkte, daß Willen und Begeisterung sich nicht an Probleme wagten, die für das Begabte des Seshenjährigen noch zu schwer waren. Dr. Hell schulte langsam und folgerichtig das Verständnis der beiden Jungen für die Grundgesetze der Technik, die sich auf Physik und Chemie aufbauten, ohne ihren Geist zu überanstrengen, und entwickelte dabei ein so klug ausgeprägtes Behalten, daß Stephan einmal hingewiesen wurde: „Vater, du hättest Hochschulpflicht werden sollen.“

Dr. Hell hatte gelacht und gesagt: „Meinst du? ... Na, vielleicht wirst du es einmal.“

Wie leicht hatte es Stephan.

„Wir werden in diesen Ferien nach Sassenhofen bleiben, sondern an die See fahren“, sagte Grothe an einem der nächsten Tage zu Irmgard und begründete diesen Entschluß mit der Erklärung, daß er einmal ganz heraus möchte aus den gewohnten Verhältnissen. Er hatte das Offiziersbattalions auf Kügel zum Ausenthalten gepöhl und auf Anraten eines Patienten im „Hotel zum Hübner“ drei Zimmer gemietet.

Da schon alles festgelegt war, hätten Einwände zu wenig genügt, daß Irmgard es nicht einmal wagte, Überredung zu äußern.

„Sie war überrascht und sogar ein wenig beleidigt. Warum hatte sie nicht über ihren Kopf weg bestimmt? Warum stellte er sie vor vollendete Tatsachen, als hätte sie nicht jahrelang seine Hausgemeinschaft geteilt und sich ein Anrecht darauf erworben, solche Entschlüsse vorher mit ihm durchzusprechen?“

Aber durfte sie sich noch über sein Verhalten wundern oder gar trösten? Es war vieles anders zwischen ihnen geworden, und wenn ihre Angst, daß Grothe ihrer vielleicht bald nicht mehr bedürftig würde, sich als grundlos erwies hätte, so stand doch etwas Unbekanntes wie eine Mauer zwischen ihnen. Die Heiterkeit und leichtere Zugänglichkeit seines Wesens, die ihn kurze Zeit erfüllt hatten, waren wieder fort und einer stillen dumpfen Störerei gewichen, die wie ein Druck über seinem Antlitz, seinen Worten und Bewegungen lag. Sein Gang war schlappender geworden, seine Stimme leiser. Er sprach nur noch das Notwendige, und man sah es ihm an, daß er erleichtert war, wenn er die gemeinsamen Mahlzeiten hinter sich hatte und sich zurückziehen konnte.

Irmgard hatte ihn im Verdacht, daß er die Nächte zum Tage machte, daß er viel zu wenig schlief. Er hatte sich in seine Arbeit verflücht, als wäre von ihm verlangt worden, sie in wenigen Wochen zu beenden. Aber ein solches Werk, wie Hans Grothe es schrieb, wurde langsam, und Irmgard mußte nicht, daß der einsame Mann während dieser Nächte seinen Kopf oftmals unter dem gelben Licht der Schreibtischlampe in seine Hände drückte, als wäre er müde vom Nachdenken, müde vom traurigen Tanz der kleinen Buchstaben auf dem weißen Papier.

In solchen Augenblicken, wenn die angestrengten Augen im Dunkel der Hände ruhten, wenn die Stille des Raumes fast bedrückend wurde, die Schatten der hohen Bücherregale an den Wänden immer näher rückten, überließ ihn jenseits die Angst einer grauenhaften Verlorenheit. Daß in dem Haus, das ihn umgab, Menschen wohnten, Menschen, die ihm so nahe, so vertraut hätten sein müssen, daß ihr lebendiger Atem genügt, die ihm diese Angst zu bannen, kam ihm kaum zum Bewußtsein. Diese drei Menschen, Irmgard und die Kinder, waren ihm ferngerückt. Sie lebten auf einem anderen Ufer, zu dem er nur noch selten Fuß und Weg fand, und ihm wollte scheinen, daß auch sie nicht mehr wußten, wie sie zu ihm gelangen sollten.

Ob sie wohl noch den Wunsch hatten, es zu verlassen? Warum delah er niemanden, der ihm half und die Luft überbrückte, die ihn von seinen Kindern trennte?

Er liebte sie doch, wenn auch auf eine stille Weise. Er mußte, daß es sich lohnte, für sie da zu sein, für sie zu arbeiten und ihnen eine frohe, ungetrübte Jugend zu schaffen. War ihre Jugend froh? Hatten sie alles, was sie brauchten, und würde keines von ihnen ihm einmal einen Vorwurf machen?

Er konnte sich diese Frage nicht beantworten, und es war keiner da, der ihn auf Fehler oder Veräumnisse aufmerksam gemacht hätte. Es fehlte die warmherzige Vermittlerin, die dem reich Beschäftigten, der so wenig Zeit für seine Kinder hatte, den Weg finden half zu ihren Herzen. Irmgard vermochte das nicht. Sie mußte sich wohl darum, aber sie hatte die Kinder nicht geboren und fand trotz aller Liebe und Sorge für sie abliebt.

Grothe mußte, daß, wenn Gerda noch lebte, auch sein Verhältnis zu Koff und Otti ein anderes gewesen wäre. So stand auch er nun vor ihnen wie ein Ableitiger, und vielleicht war er das gar nicht so in ihren Augen, als er sich selbst vorwarf und sich in Stunden der Selbstbefragung darum quälte.

Manchmal, wenn Grothe darüber nachdachte, gestand er sich ein, daß er seine Kinder sehr wenig kannte, viel zu wenig, um sich in ihr Innenleben einführen zu können. Dann hatte er sich aufgerafft, hatte mit Irmgard über Koff und Otti gesprochen, und hatte doch nicht viel mehr von ihr erfahren können, als er selbst wußte. Oder er war zu den Kindern gegangen, um immer wieder aufs neue zu erleben, daß seine erste Gegenwart sie mehr bedrückte als erfreute. Sie wußten beide nicht viel mit ihm anzufangen, wenn Ottis heiterer und jählicherer Natur es auch rascher gelang, über diese augenblickliche Bedrückung hinwegzuspinnen.

Wie anders wäre es gewesen, wenn man alle diese Sorgen mit einem Menschen hätte teilen können, der sowohl ihn als die Kinder verstand. Doch er die Frau verloren hatte, die es vermocht hätte, war lange Jahre schwer, fast unerträglich gewesen.

Dann aber war ein Mensch gekommen, ein einsiger Mensch, den er gern und ohne Befinnen an die Stelle der Toten gesetzt und ihm auch ebenso bedenkenlos die eigenen Kinder anvertraut hätte.

Karin Köd, Unvergessener Name, oftmals gerufen ohne Wiederhall. Wo war sie ... wo lebte sie?

Niemals hatte sie geschrieben.

Nun jährte sich der Tag, an dem sie in seine Klinik gekommen war, schwerkrank, mit dem Willen, zu sterben. Sie war gesund geworden, lebte, und er wußte nichts mehr von ihr.

Nur Martin Henke hatte sich gemeldet und um die Liquidation ersucht. Lange hatte der Professor gezögert, ehe er sie abschickte. Sie war durch ein Kieler Bankinstitut befristet worden.

Nichts kost, keine Zeile, keine Erklärung. Nur die kurze, höflich-geschäftsmäßige Aufforderung Hendes, die nicht die leiseste Vermutung offenließ, wo Karin sich aufhielt.

Auch das lag nun schon wieder sechs Monate zurück.

Grothe konnte nicht glauben, daß Karin den Mann geheiratet hatte, den sie nicht liebte. Er wollte es auch nicht glauben, weil es Quäl bereite, daran zu denken.

Hierher Gatt ... wohin verirrten sich die Gedanken in diesen stillen Nachstunden, in denen kein Laut menschlicher Nähe zu ihm drang. Nur die Frösche quakten draußen im Weiden hinter dem Park, dort, wo der kleine Weg zum Eriendbruch abzweigte. Man hörte ihr aufgeregtes Getöse auch bei geschlossenen Fenstern.

Es war früher gut, einmal hier herauszukommen.

Grothe hatte eigentlich in die Berge gehen wollen. Aber dann erinnerte er sich eines Nachts, in der er, wie schon so oft, Stundenlang nachlag, an ein Wort Karins.

„Immer, wenn ich sehr voller Unruhe war, hat mich die See wieder beruhigt. Das mag Ihnen unverständlich klingen, aber es war doch so Weite und Unendlichkeit, das ruhelos-ruhewolle Aus und Ab der Wellen, das wie das Atmen eines lebendigen Wesens ist, haben alle Unruhe von mir genommen. Man wird sehr klein im Angesicht des Meeres, und vieles, was einem unüberwindlich scheint, wird, wenn man sich in dieses Kommen und Gehen, in dieses Ständ undgeräusche Ewigkeit verliert, unwichtig und winzig.“

Damals hatte er ungläubig gelächelt, heute sehnte er sich nach dem Meer. Nicht, weil er hoffte, dort ebenfalls Ruhe zu finden. Er glaubte noch immer nicht recht daran, daß die Kostlosigkeit und unauhörliche Bewegung des Wassers einen beruhigenden Einfluß auf ihn haben könnte. Er sehnte sich nach dem Meer, weil Karin es liebte, weil es ihr Element, ihre Heimat war, und weil er — ohne es deutlich zu wissen — sie immer suchte und vielleicht dort zu finden hoffte.

Die Insel Jagen war für Koff und Otti, die das Meer noch nicht kannten, ein Märchenland, dem sie klappenden Holzschuhen entgegenwarteten. Schon die Überfahrt auf dem Trajekt war ungewöhnlich und erregend gewesen. Doch der ganze Zug auf die Fähre fuhr und über das Wasser schimmte, daß man die Wagentür öffnen und aussteigen konnte, war besonders Otti so abenteuerlich und nicht ungefährlich erschienen, daß sie sich erst nach geraumer Zeit getraut hatte, dem Beispiel der anderen Reisenden zu folgen.

Aber der schmale Strelasund, den die Fähre überquerte, war noch nicht das Meer gewesen, obwohl kein frischer, belebender Satzgeruch sie schon gestreift hatte. Das Meer sah sie erst, als sie nach einer Bahnfahrt durch die Insel in Höhren anlangten und auf den überdachten Balken ihres Hotelzimmers traten. Da lag es vor ihren staunenden Augen ausgebreitet, grünblau und unendlich, eine bewegte, atmende Ebene, über die weißschäumende Reiter jagten. Unauhörlich rauschte und braulte es vom Rollen und Anprall der Wogen, Tag und Nacht. Nur manchmal wurde es still, wenn der Seewind einschloß und nur ganz leise über Wasser und Strand schickelte. Dann streckte sich das große Ungeheuer und atmete kaum. Dann ließ es geduldig zu, daß die Morgenröte sprühende Funken auf seinen Rücken warf, die so glitzerten, daß man die Augen vor ihrer Blendung schließen mußte.

Immer neu war das Meer, immer verwandelt durch Sonne und Schatten, durch Wind und Wolken. Man wurde nicht satt, es anzuschauen, nicht müde, im Strandkorb zu sitzen oder im warmen Sand zu liegen, wenn der Wind jählich über die nackte Haut flogte wie ein Seidentuch.

Otti baute eine Sandburg, und auch Koff hatte sein Erwohlenlein vergessen. Mit nacktem Oberkörper, nur mit einem kurzen, weißen Höschen bekleidet, kaupte er mit Otti um die Bette und legte die hohen Wälle mit buntenfarbigen Muscheln kunstvoll aus.

Morgens, bald nach dem Frühstück, und am frühen Nachmittag badeten sie.

Fortsetzung folgt.